



Amts-Blatt der Stadt Wiesbaden.

Tägliche Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger.

Nr. 163

Freitag, den 16. Juli 1909

24. Jahrgang.

Amtlicher Teil.

Bekanntmachung.

Mehrere unter städtischen Gebäuden liegende Weinkellet-Abteilungen verschiedener Größe sollen neu vermietet werden.

Nähere Auskunft wird im Rathhaus Zimmer Nr. 4 erteilt.

Wiesbaden, den 15. Dezember 1908.

18537 Der Magistrat.

Bekanntmachung.

Es wird hiermit zur Kenntnis gebracht, daß es gemäß Magistratsbeschlusses vom 2. Juni 1909 nicht mehr gestattet ist, Kaufgräber (ausgeschlossen Grabgräber) in gemauerte Gräfte umzuwandeln; letztere dürfen nur dort, wo sie nach dem Plane vorgesehen sind, eingerichtet werden.

Wiesbaden, den 12. Juni 1909.

17536 Der Magistrat.

Das städtische Eichamt für Längenmaße, Waagen, Gewichte usw. bleibt wegen Beurlaubung des Eichmeisters vom 19. Juli bis einschließlich 2. August d. J. geschlossen.

18556 Der Magistrat.

Städtische Säuglings-Milch-Anstalt.

Trinkfertige Säuglingsmilch die Tagesportion für 22 Pfennig erhält jede minderbemittelte Mutter auf das Attest jedes Arztes in Wiesbaden.

Abgabestellen sind errichtet:

1. in der Allgemeinen Poliklinik, Helenenstraße 19,
2. in der Augenheilklinik für Arme, Kapellenstraße 42,
3. in der Apotheke Bismarck, Oranienstraße 53,
4. in der Apotheke Bernstein, Wellstr. 39,
5. in der Apotheke Lillie, Marktstraße 12,
6. in dem Grogg zum hl. Geist, Friedrichstraße 24,
7. in der Kaffeehalle, Marktstraße 13,
8. bei Kaufmann Feder, Bismarckring 37,
9. bei Kaufmann Fliegen, Wellstr. 42,
10. in der Krippe, Gustav Adolfstraße 20/22,
11. in der Paulinenstiftung, Schierkeinerstr. 31,
12. in dem Stadt Krankenhaus, Schwalbacherstraße 38,
13. in dem Stadt Schlachthaus, Schlachthausstraße 24 und
14. in dem Wäschereien-Hof, Schöne Aussicht 18.

Bestellungen sind gegen Ablieferung des Attestes dort zu machen.

Unentgeltliche Belehrung über Pflege und Ernährung der Kinder und Ausstellung von Attesten erfolgt in der Mutterberatungsstelle (Marktstraße 1/3) Dienstags, Donnerstags u. Samstags, nachmittags von 5 bis 6 Uhr.

Bemittelte Mütter erhalten die Milch gegen Einzahlung des ärztlichen Attestes bei der Säuglingsmilchanstalt, Schlachthausstr. 24, frei ins Haus geliefert, und zwar:

Nr. I der Mischung zum Preise von 10 Pf. für die Flasche; Nr. II der Mischung zum Preise von 12 Pf. für die Flasche; Nr. III der Mischung zum Preise von 14 Pf. für die Flasche; Nr. IV der Mischung zum Preise von 14 Pf. für die Flasche.

Wiesbaden, den 6. September 1908.

18533 Der Magistrat.

Staats- und Gemeindesteuer.

Die Erhebung der 2. Rate (Juli, August, September) erfolgt vom 15. Juli ab stufenweise nach dem auf dem Steuerzettel angegebenen Hebesatz und zwar:

An der Hebestelle Zimmer 17 (weiße Zettel) für die Straßen mit dem Anfangsbuchstaben:
A am 15., 16. und 17. Juli
B am 19., 20. und 21. Juli
C, D am 22. und 23. Juli
E am 24. und 25. Juli
F am 27. und 28. Juli
G am 29. und 30. Juli
H am 31. Juli, 2. und 3. August
I, K am 4., 5. und 6. August
L am 7. und 9. August.

An der Hebestelle Zimmer 16 (grüne Zettel) für die Straßen mit dem Anfangsbuchstaben:

M am 15. und 16. Juli
N am 17. und 19. Juli
O am 20. und 21. Juli
P, Q am 22. und 23. Juli
R am 24., 26. und 27. Juli
S am 28., 29. und 30. Juli
T, U am 31. Juli und 2. August
V am 3., 4. und 5. August
W, X und außerhalb des Stadterbings am 6., 7. und 9. August.

(Die auf dem Steuerzettel angegebene Straße ist maßgebend.)

Es liegt im Interesse der Steuerzahler, daß sie die vorgeschriebenen Hebesätze benutzen, nur dann ist rasche Befriedigung möglich. Das Geld, besonders die Pfennige, sind genau abzuzählen, damit Wechseln an der Kasse vermieden wird.

Wiesbaden, 14. Juli 1909.

18557 Städtische Steuerkasse.

Bekanntmachung.

Der Maschinenkloster Johannes Stähle, gek. am 29. November 1874 zu Bommert, zuletzt Wellstr. 13 IV. wohnhaft, entzieht sich der Fürsorge für seine Kinder, so daß dieselben aus öffentlichen Mitteln unterstutzt werden müssen.

Wir ersuchen um Mitteilung seines Aufenthalts.

Wiesbaden, den 12. Juli 1909.

18535 Der Magistrat. Armen-Verwaltung.

Bekanntmachung.

Herr Stadtrat Dr. Schaffner ist vom 1. bis einschließlich 30. Juli cr. verabschiedet. Er wird für die Dauer seiner Abwesenheit von Herrn Stadtrat Dr. Geisler, Schwalbacherstraße Nr. 34, vertreten.

Wiesbaden, den 28. Juni 1909.

Der Magistrat. Armenverwaltung.

Bekanntmachung.

In der Adlerstraße zwischen Kastellstraße und Kellerstraße soll Ende Juli ds. J. mit dem Umbau der Fahrbahn und der Gehwege in Kleinpflaster resp. Gusspflaster begonnen werden. Bis dahin müssen alle noch fehlenden oder etwa zu verändernden Hausanschlüsse an die Kabelneße das städtische Kanalnetz oder die Haupt-Wasser- und Gasleitung fertiggestellt sein.

Unter Hinweis auf die Bekanntmachung des Magistrats vom 1. November 1906 über die fünfjährige Sperrzeit für Ausbruch der neuen Straßen werden daher die beteiligten Hausbesitzer und Grundbesitzer aufgefordert, umgehend bei den betreffenden städtischen Bauverwaltungen die Ausführung der noch notwendigen Anschlussarbeiten zu beantragen.

Wiesbaden, den 28. Juni 1909.

18707 Städtisches Straßenbauamt.

Bekanntmachung.

In der Seelgasse zwischen Webergasse und Haus Nr. 5 soll Ende Juli dieses Jahres mit dem Umbau der Fahrbahn in Kulkasplattplatten begonnen werden. Bis dahin müssen alle noch fehlenden oder etwa zu verändernden Hausanschlüsse an die Kabelneße, das städtische Kanalnetz oder die Haupt-, Wasser- und Gasleitung fertiggestellt sein.

Unter Hinweis auf die Bekanntmachung des Magistrats vom 1. November 1906 über die fünfjährige Sperrzeit für Ausbruch der neuen Straßen werden daher die beteiligten Hausbesitzer und Grundbesitzer aufgefordert, umgehend bei den betreffenden städtischen Bauverwaltungen die Ausführung der noch notwendigen Anschlussarbeiten zu beantragen.

Wiesbaden, den 28. Juni 1909.

18707 Städtisches Straßenbauamt.

Bekanntmachung.

In der Hebrichsverbrennungsanstalt (Mainzerlandstraße) werden mechanisch gebrochene und sortierte Schlacken und Asche abgegeben, und zwar in folgenden Größen und Gewichten:

1. Flugschlacke 1 To. enthält 1,4 bis 1,7 Kubmtr.
2. Feinstkorn (Asche und Schlacken) bis 10 Millimeter, auf Wunsch auch bis 25 Millimeter Abmessung) 1 To. enthält 1,2 bis 1,3 Kubmtr.
3. Mittelform (Stücke von 1 zu 4 Ztmtr. Abmessung) 1 To. enthält 1,3 Kubmtr.
4. Grobkorn (Stücke von 4 zu 7 Ztmtr. Abmessung) 1 To. enthält 1,15 bis 1,25 Kubmtr.

Der Preis für unsortierte Schlacke, sofern Vorrat vorhanden ist, ist bis auf weiteres 50 Pf. für 1 To. Sorte 2 wird bis auf weiteres kostenlos abgegeben.

Flugschlacke wird von jetzt ab zu landwirtschaftlichen Zwecken nicht mehr abgegeben. Dagegen wird in der Anstalt ein Düngepulver nach patentiertem Verfahren hergestellt, über welches Prospekte auf dem unterzeichneten Amt und bei dem Obermaschinenmeister der Hebrichsverbrennungsanstalt zu haben sind.

Der Preis für 1, 3 und 4 ist 1 Pf. für eine Tonne nach besonderer Preistafel. Sofern ein Unternehmer 100 Tonnen im Laufe von vier Wochen abholt, wird ihm nach dieser Zeit 10 Prozent zurückvergütet, bei Abnahme der doppelten Menge in der Zeit 15 Prozent.

Auf schriftliche oder mündliche Anfrage (Maschinenbauamt, Friedrichstraße Nr. 15, Zimmer Nr. 21) erhalten Interessenten Angaben über Betonmischung usw., die sich in anderen Städten bei Verwendung von Hebrichsschlacken bewährt haben.

18710 Städtisches Maschinenbauamt.

Bekanntmachung.

Zufolge der Beschlüsse des Magistrats und der Stadtverordneten-Versammlung vom 26. März und 11. April 1909 wird bezüglich der Ausdehnung der Ruhwasserleitung folgendes in Erinnerung gebracht:

1. In allen Straßen, in welchen die Ruhwasserleitung bereits vorhanden oder deren Herstellung in Aussicht genommen ist, wozu in dem Verwaltungsgebäude, Marktstraße 16 auf Zimmer Nr. 14 Auskunft erteilt wird, müssen bei Errichtung von Neubauten die Klosetts, Gartenbewässerungsanlagen und industriellen Etablissements an das Netz der Ruhwasserleitung angeschlossen bzw. Einrichtungen zum Ausfluß vorgehen werden. Die Kosten hierfür bis zur Grundstücksgrenze trägt das Wasserwerk.

2. Ältere Häuser in Straßen, in welchen die Ruhwasserleitung bereits liegt oder eingelegt wird, und welche größere Gartenanlagen, Aufzüge usw. besitzen, sind auf Verlangen des Wasserwerks ebenfalls an das Netz der Ruhwasserleitung anzuschließen. Die Kosten hierfür bis zum Wasserwerk einschließlich trägt das Wasserwerk.
3. An die in den Grundrissen eingeführten Ruhwasserleitungen dürfen Sapphähne nicht angebracht werden.

Der Verbrauch des Wassers aus der Ruhwasserleitung wird durch Wassermesser festgestellt und ist mit 30 Pf. pro Kubikmeter zu bezahlen.

Wiesbaden, den 8. Juli 1909.

18706 Verwaltung

der städtischen Wasser- und Lichtwerke.

Verdingung.

Die Lieferung der eisernen I-Träger für den Frauenpavillon des Krankenhauses soll im Wege der öffentlichen Ausschreibung verdingt werden. Verdingungsunterlagen und Zeichnungen können während der Vormittagsdienststunden im Verwaltungsgebäude Friedrichstraße 15, Zimmer Nr. 9 eingesehen, die Angebotsunterlagen ausschließlich Zeichnungen auch von dort gegen Barzahlung oder bestellgeldfreie Einsendung von 50 Pfennig bis zum Mittwoch, den 21. ds. Mts., bezogen werden.

Verslossene und mit der Aufschrift „G. N. 36“ versehene Angebote sind spätestens bis Donnerstag, 22. Juli 1909, vormittags 10 Uhr, hierher einzureichen.

Die Eröffnung der Angebote erfolgt in Gegenwart der etwa erscheinenden Anbieter.

Nur die mit dem vorgeschriebenen und ausgefüllten Verdingungsformular eingereichten Angebote werden berücksichtigt.

Ausschlagsfrist: 30 Tage.

Wiesbaden, den 14. Juli 1909.

18700 Städtisches Hochbauamt.

Verdingung.

Die Herstellung und Anlieferung der groben Schlosserarbeiten für den Neubau der Volksschule an der Lorcherstraße (II. Teil) soll im Wege der öffentlichen Ausschreibung verdingt werden.

Verdingungsunterlagen und Zeichnungen können während der Vormittagsdienststunden im Verwaltungsgebäude Friedrichstraße 15, Zimmer Nr. 9 eingesehen, die Angebotsunterlagen ausschließlich Zeichnungen auch von dort gegen Barzahlung oder bestellgeldfreie Einsendung von 30 Pf. bis zum Donnerstag, den 22. Juli dieses Jahres bezogen werden.

Verslossene und mit der Aufschrift „G. N. 33“ versehene Angebote sind spätestens bis Freitag, den 23. Juli 1909, vormittags 10 Uhr, hierher einzureichen.

Die Eröffnung der Angebote erfolgt in Gegenwart der etwa erscheinenden Anbieter.

Nur die mit dem vorgeschriebenen und ausgefüllten Verdingungsformular eingereichten Angebote werden berücksichtigt.

Ausschlagsfrist: 30 Tage.

Wiesbaden, den 12. Juli 1909.

18709 Städtisches Hochbauamt.

Verdingung.

Die Eisenbetonarbeiten für den Neubau des allgemeinen Frauenpavillons des städtischen Krankenhauses sollen im Wege der öffentlichen Ausschreibung verdingt werden.

Verdingungsunterlagen und Zeichnungen können während der Vormittagsdienststunden im Verwaltungsgebäude Friedrichstraße 15, Zimmer Nr. 9 eingesehen, die Angebotsunterlagen ausschließlich Zeichnungen auch von dort gegen Barzahlung oder bestellgeldfreie Einsendung von 50 Pfennig bezogen werden.

Die Zeichnungen werden leihweise gegen Hinterlegung von 3 Mark bis zur Offertenabgabe abgegeben.

Verslossene und mit der Aufschrift „G. N. 34“ versehene Angebote sind spätestens bis Montag, den 19. Juli 1909, vormittags 10 Uhr, hierher einzureichen.

Die Eröffnung der Angebote erfolgt in Gegenwart der etwa erscheinenden Anbieter.

Nur die mit dem vorgeschriebenen und ausgefüllten Verdingungsformular eingereichten Angebote werden berücksichtigt.

Ausschlagsfrist: 30 Tage.

Wiesbaden, den 12. Juli 1909.

18700 Städtisches Hochbauamt.

Freiwillige Feuerwehr.

Mittwoch, den 21. Juli, abends 7.30 Uhr, Übung der freiwilligen Feuerwehr im Hofe der Feuerwache.

Wiesbaden, den 15. Juli 1909.

18558 Der Branddirektor.

Bekanntmachung.

Es wird hiermit wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß nach Paragraph 12 der Abwasserordnung für die Stadt Wiesbaden (Verordnungsblatt des Stadterbings) ihr Erzeugnis an Feuerwein unmittelbar und längstens binnen 12 Stunden nach der Kelterung und Einfüllung schriftlich bei uns bei Vermiedung der in der Abwasserordnung angegebenen Defraudationsstrafen anzumelden haben. Formulare zur Anmeldung können in unserer Wuchskeller, Neugasse 6a, unentgeltlich in Empfang genommen werden.

Wiesbaden, den 22. Juni 1909.

11278 Städt. Abwasseramt.

Bekanntmachung.

bez. die Abhaltung von Waldfesten im hiesigen Gemeindebezirk.

1. Die Benutzung von Plätzen im städtischen Wald zur Abhaltung von Waldfesten wird Vereinen und Gesellschaften nur unter der Voraussetzung gestattet, daß sie unter sich geschlossen bleiben.

In allen etwaigen Anträgen, wie in Zeitungen, Wochenschriften usw. muß besonders hervorgehoben werden, daß Speisen und Getränke an nicht zum Verein gehörige Personen nicht abgegeben werden.

Ferner ist jeder feiernde Verein verpflichtet, an leicht bemerkbaren Stellen am und auf dem betr. Waldfestplatz — auch bei den Bierzapfstellen — vorchriftsmäßige Plakate an den von der Verwaltung etwa beordneten Abse- oder Wald- pp. Schutzbeamten bezeichneten Stellen auszubringen und mit der Aufschrift:

„Speisen und Getränke werden nur an zum folgt Namen des Vereins Verein gehörige Personen abgegeben.“

Die Plakate müssen in großer deutlich erkennbarer Schrift nach Anweisung des Abseamts ausgeführt sein.

Außerhalb des Festplatzes dürfen weder Plakate angebracht, noch Biermarken usw. vertrieben oder auf sonstige Weise Wäste angelockt werden.

Für den Fall der Zuwiderhandlung gegen die obigen Vorschriften unterwirft sich der Verein bezw. die Gesellschaft einer vom Magistrat unter Ausschluss des Rechtsweges festzusetzenden und im Verwaltungsgebäude Friedrichstraße 15, Zimmer Nr. 9 festzusetzenden Geldstrafe von 50 Mark. Ferner wird dem zuwiderhandelnden Verein usw. in der Folgezeit die Erlaubnis zur Benutzung von Plätzen im städtischen Wald in der Regel verweigert.

2. Jeder Festplatz wird für einen Tag nur einem Verein zur Verfügung gestellt; es ist also nicht erlaubt, daß zwei oder mehr Vereine gleichzeitig einen Festplatz benützen.

3. Die Erlaubnis wird nur für folgende Plätze erteilt:

a) An Sonn- und gesetzlichen Feiertagen:

1. Auf der Himmelsweide,
2. Im Eichelgarten,
3. Unter den Herreneichen,
4. Im Distrikt Kohled;

(auf diesen Plätzen dürfen Tische und Bänke aufgestellt werden.)

b) An Werktagen:

Für die Plätze unter a) weiter:

5. Am Augusta-Viktoria-Tempel,
6. Am Strederloch sog. Nachschöcher;

(auf den Plätzen unter 5 und 6 dürfen keine Tische und Bänke aufgestellt werden.)

4. Die Platzgebühr einschl. Reinigung, Ueberwachung der Festplätze, sowie für Beleuchtung etwaiger kleiner Beschädigungen wird wie folgt festgesetzt und ist an das Abseamt, Hauptkasse, zu zahlen.

a) An Sonn- und gesetzlichen Feiertagen:

Auf der Himmelsweide und im Eichelgarten zu je 30 Mark. Unter den Herreneichen 20 Mark, Im Distrikt Kohled 15 Mark.

b) An Werktagen:

Sind für alle Waldfestplätze, welche im § 3

ausgeführt sind, für den Tag 10 Mark zu zahlen.

Größere Beschädigungen der Plätze müssen nach allgemeinen Rücksichtungen besonders vergütet werden. Hierüber entscheidet der Magistrat mit Ausschluß des Rechtsweges endgültig.

Mit dem Waldfeste etwa verbundene Lustbarkeiten (Musik, Tanz usw.), welche nach der Luftbarkeitsverordnung hiesiger Stadt steuerpflichtig sind, sind den Bestimmungen dieser Verordnung entsprechend besonders angemessen und zu versteuern.

Die Gebühren, sowie die etwa fällige Luftbarkeitssteuer sind im voraus an das Abseamt, Hauptkasse, zu zahlen; die Gebühren werden nur zurückertattet, wenn die Benutzung des Platzes infolge ungünstiger Witterung unterbleiben mußte.

Außerdem ist in den zutreffenden Fällen die verwirkte Schenksteuer zur städtischen Steuerkasse ebenfalls im voraus zu entrichten.

5. Die Erlaubnis zum Abhalten eines Waldfestes ist mindestens drei Tage vor der Veranstaltung bei der Abseverwaltung einzuholen.

Dieselbe wird jedoch nur dann erteilt, wenn seitens des Antragstellers eine Befreiung des städtischen Feuerwehrrückkommandos, monoch derselbe sich verpflichtet, die Kosten der etwa erforderlichen feuerpolizeilichen Ueberwachung zu tragen, vorgelegt wird.

Mehr als zweimal im Jahre wird demselben Verein die Erlaubnis zur Abhaltung eines Waldfestes nicht erteilt.

Die Vergabe eines Platzes zur Abhaltung eines Waldfestes kann ohne Angabe von Gründen verweigert werden.

6. Die Anweisung der Plätze erfolgt durch das Abseamt.

Vereine usw., sowie alle, welche im Walde lagern, haben in allen Fällen den Anweisungen der Forstbeamten, Forstwärter und der mit der Aufsicht etwa besonders betrauten Absebeamten unweigerlich Folge zu leisten (vergl. § 9 des Feld- und Forstpolizeigesetzes vom 1. April 1880), sowie die bestehenden Vorschriften über den Schutz und die Sicherheit des Waldes und der Schonungen inne zu halten (vergl. insbesondere § 368 Nr. 6 des Reichsforstgesetzbuchs, §§ 36 und 44 des Feld- und Forstpolizeigesetzes, § 17 der Regierungspolizei-Verordnung vom 4. März 1880).

7. Waldfeste müssen in der Zeit vom 1. Juni bis 1. September um 9 Uhr abends, in der übrigen Zeit um 8 Uhr abends beendet sein.

8. Die auf den unter 3a genannten Plätzen etwa aufgestellten Tische und Bänke müssen am folgenden Tage in der Frühe und falls das Waldfest an einem Tage vor einem Sonn- oder gesetzlichen Feiertage abgehalten wurde, am Abend desselben Tages wieder entfernt werden. Wird diese Entfernung über den Vormittag bezw. den Abend verzögert, so gehen die Tische und Bänke in das Eigentum der Stadtverwaltung über, welche ermächtigt ist, über letztere frei nach ihrem Ermessen zu verfügen. Etwaige Ersatzansprüche Dritter hat der Verein usw. oder derjenige, welcher die Erlaubnis erteilt hat, zu vertreten.

Diese Bestimmung gilt auch für den Fall, daß die vorherige Einholung der Erlaubnis veräußt sein sollte. In solchem Falle hat auch die Nachzahlung der unter 4 festgesetzten Abgaben zu erfolgen.

Wiesbaden, den 6. Februar 1909.

18712a Der Magistrat.

Vorstehende Bekanntmachung wird hiermit veröffentlicht.

Wiesbaden, den 10. Februar 1909.

Städt. Abseamt

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 164.

Samstag, den 17. Juli 1909.

24. Jahrgang.

Verzweifelter Kampf.

Roman von Alfred Sallen.

(118. Fortsetzung.)

Marie zog den jungen Mann mit sich fort. Einsilbig und zerstreut antwortete er auf ihre Fragen. Ehe sie von der Vergewiese durch das kleine Pförtchen in den Park traten, blieb er wie mit einem Ruck stehen und wandte den Kopf. Ja, dort drüben unter der Haustüre verharrte sie noch, regungslos, weiß und schlant wie ein aus unbekannten Höhen herniedergeschwebtes Götterbild. Marie sah befremdet in Roberts Gesicht. Als sie aber die Richtung seines Blickes wahrte, begriff sie, und langsam stieg ein leises Rot in ihre reine Stirn. Fast freudig leuchteten ihre Augen und etwas wie ein Seufzer der Erleichterung und Genugtuung hob ihre Brust, als sie an Roberts Seite, der sich plötzlich wie von einem fühlbaren Hindernis losgerissen hatte, schweigend der Villa zustrebte.

Noch am demselben Abend, an dem Ellen sich fiebernd hatte zu Bett legen müssen, war Kurt Johnston nach Paris abgereist. Der Arzt hatte ihm gesagt, es sei gar nicht daran zu denken, daß die Kranke vor acht bis zehn Tagen wieder aufstehen könne. Diese Frist wollte der Abenteuerer benutzen, um in Paris von seinen Geldern zu retten, was zu retten war. Er hatte der Wärterin die strenge Weisung gegeben, während seiner Abwesenheit keinerlei Besuch vorzulassen. Nötigenfalls möchte sie ein ärztliches Verbot vorschicken. Wider Erwarten wurde er in Paris fast volle zwei Wochen festgehalten. Obwohl ihm die Wärterin schon nach der ersten Woche schrieb, Ellen sei wieder außer Bett und habe Besuch empfangen, durfte er nicht abreisen, wenn er nicht als vollständiger Bettler ankommen wollte. Zähneknirschend schrieb er an Ellen einen Brief, indem er ihr verbot, vor seiner Rückkehr die Villa wieder zu betreten.

Ellen warf den Brief beiseite, ohne ihn zu Ende gelesen zu haben. Uebrigens hatte sie bereits ihren ersten Besuch bei Frau Ershaw gemacht. Die alte Dame hatte sie zwar höflich, aber keineswegs in besonders liebenswürdiger Weise empfangen. Es war beinahe gewesen, als sage ihr ein Instinkt, wer da vor ihr stehe. Unter anderen Verhältnissen würde Ellen sich beleidigt zurückgezogen haben. Aber jetzt schien sie kein Auge für die allzu große Zurückhaltung der alten Dame zu haben. Kam sie doch nur, um ihn zu finden, der ihr vielleicht zum Schicksal werden sollte, das sich dann gewiß seinem Niedergang entgegenneigte. — Mit fränkischem, wildklopfenden Herzen zählte sie in der Nacht die Stunden, die verstreichen mußten, ehe der junge Tag kam, der ihr wieder — seinen Anblick brachte.

Robert lobte in einem ähnlichen Zustande der Pein und Wonne. Was ist mit dir vorgegangen? fragte er sich oft. Gibt es nicht nur ungünstige Einflüsse des Klimas und der Lebensweise, die Fieber erzeugen, gibt es auch Menschen, die das vermögen? Denn er war im Fieber. Und dabei gab sich die rätselhafte Frau, die es ihm angetan, auch nicht mit einem kleinen Wort Mühe, ihn zu ihren Füßen zu zwingen. Sie sprach nur wenig und dann meistens sehr gleichgültige Dinge mit ihm. Noch nie hatte ihre Hand die seine berührt. Ihr Gruß für ihn, ihr Abschied war immer nur eine leichte Verbeugung. Sie schien es nicht einmal zu bemerken, wie es um ihn stand; daß er ihr Sklave war, wenn er auch mit allen Manneskraften den unheimlichen Bann zu brechen suchte, daß er das Ende seines Urteils herbeisehnte, wie der Kranke die Stunde der Genesung, um morgen Verzweiflung zu empfinden bei der Vorstellung, nicht mehr das süße Gift ihrer Nähe schlürfen zu dürfen.

Robert ahnte nicht, wie namenlos es Ellen beglückte, sich von ihm geliebt zu wissen, ohne seine Liebe gesucht zu haben. Sie gab sich dem Rauber dieser wunderbaren Liebe mit den Gefühlen

eines armen Kindes hin, das zum erstenmal unter einen reichgeschmückten Weihnachtsbaum geführt wird. Jeden Morgen, an dem man ihr mitteilte, daß Kurt Johnston nicht mit dem Nachtzuge zurückgekehrt sei, dankte sie dem Himmel inbrünstig für die Gnade, noch einen Tag ungestört ihrem verschwiegenen Glück leben zu dürfen. Sobald Kurt Johnston wieder im Schweizerhaus eingetroffen sein würde, mußte die Entscheidung kommen. Wenn er sie freigab und ging, dann wollte sie Robert mit dem lange zurückgehaltenen Aufschrei heißester Liebe sagen, was sie für ihn empfand. Dann wollte sie versuchen, mit der Kühnheit der Verzweiflung die Früchte dieser frevelhaften Liebe zu pflücken. Gab Kurt Johnston sie aber nicht frei, stellte er sie an den Pranger — ob der Geliebte sie dann mit dem Ruf des grenzenlosesten Abscheus von sich stoßen würde? — Mochten die Würfel fallen — so oder so. Wenn es sein mußte, würde sie sterben können. —

Kurt Johnston trat an einem Vormittag wieder ein. Er fand Ellen nicht zu Hause. Das Mädchen meldete ihm, das gnädige Fräulein mache einen Besuch in der Villa, müsse aber jeden Augenblick zurückkommen. Ohne sich Zeit zu nehmen, seinen Reiseanzug mit einem anderen zu vertauschen, verließ er das Zimmer wieder, um ihr entgegenzugehen. Es kochte in ihm. Seine Stirn war zornrot, der Mund blaß und fest geschlossen. Als er die Vergewiese überschritt, sah er durch eine Lücke zwischen den Bäumen, wie Ellen eben aus der Villa trat. Sie kam allein die Stufen herunter. Sie trug heute nicht, wie gewöhnlich, schwarze Spitzen, sondern ein Kleid aus leichtem, mattgelbem Stoff, das ihr wunderschön stand. Kurt Johnston lächelte ingrimmig und tat noch einige Schritte vorwärts. Unter den ersten Bäumen des Parkes blieb er stehen. Ellen kam mit gesenktem Haupt daher.

Wie Kurt Johnston nun plötzlich vor Ellen auftauchte, warzte ihr Fuß. Ein seltsamer Zug, der über ihrem Gesicht lag, legte etwas wie ein Schein der Weihe, erlosch jähling. „Du bist wieder da.“ sagte sie in unsicherem Tone. — „Wie du siehst,“ erwiderte er kurz, kreuzte die Arme und sah ihr hochmütig in die Augen. „Gut amüsiert da drin?“ Er nickte mit dem Kopfe nach der Villa hinüber. „Nacht Edgars Bruder schon Miene, in das Netz zu gehen?“ — „Für Fragen in solchem Tone habe ich keine Antwort. Bitte, gib den Weg frei!“ Sie wollte an ihm vorbeigehen. Er hielt sie mit einer Handbewegung zurück. „Gut denn, ein anderer Ton!“ Hart und kurz kam es von seinen Lippen. „Ich habe dir doch brieflich fürs Erste die Besuche in jenem Hause untersagt! Hast du meinen Brief nicht erhalten? Oder warum hast du nicht gehorcht?“ — Ellen entgegnete ihm mit scheinbarer Ruhe und Gleichgültigkeit: „Da beantworte ich doch lieber deine erste Frage. „Ja, ich habe mich gut amüsiert da drin — auf meine Weise.“

In Kurt Johnston lobte nicht nur der in den letzten Tagen angesammelte verbissene Groll, auch das Unbehagen der langen Reise steckte ihm in den Gliedern. Er war zornig und fühlte sich zugleich müde, zer schlagen. Im höchsten Merger stieß er mit einer fast drohenden Gebärde hervor: „Reize mich nicht!“ — „Das ist nicht meine Absicht.“ Ellen hatte sich von der unlieblichen Ueber raschung, sein verhästetes Gesicht so unvermutet vor sich zu sehen, langsam erholt und damit auch ihre Haltung zurückgewonnen. „Du schmeichlest mir brieflich den Befehl zu, die Villa Waldow vorläufig nicht mehr zu betreten. Ich habe nie gehorcht, einmal, weil ich keine Befehle dulde, — hauptsächlich aber —“ Sie stockte. „Nun?“ Er trat dicht an sie heran, schreckte aber plötzlich heftig zusammen. Dicht neben ihm war mit geräuschvollem Flügel Schlag ein Vogel aus dem Buschwerk aufgeschreckt. „Nun?“ wiederholte er dann. — „Wir sehen wohl besser unsere Erörterung zu

(Nachdruck verboten.)

Tolstoi über die Gleichberechtigung der Frauen. Frau E. M. Dobrotina hatte sich unlängst an den Grafen Leo Tolstoi mit der Bitte gewandt, sich darüber zu äußern, wie er über die Gleichberechtigung der Frauen denke. Daraufhin erhielt die Dame von dem Grafen einen vom 29. Mai er. datierten Brief, in dem es heißt: „Für den religiösen Menschen und für den Christen insbesondere, kann es überhaupt keine Frage in Bezug auf die Ungleichheit von Mann und Weib geben, da, nach Christi Lehre, in jedem Menschen ohne Unterschied des Geschlechts, ein und dieselbe Offenbarung der Gottheit, Gottes Sohn lebt, die daher auch nicht mehr oder weniger in diesem oder jenem Menschen vorhanden sein kann. Die Offenbarung dieses göttlichen Prinzips ist gleicherweise im Weibe, wie auch im Manne möglich. Wenn auch ein Unterschied zwischen Mann und Weib in einigen untergeordneten menschlichen Eigenschaften vorhanden sein kann und zwar in einigen, wie in der physischen Kraft, zu Gunsten des Mannes, in anderen, wie in der Fähigkeit der ausschließlichen Mutterliebe und der Selbstverleugnung, zu Gunsten der Frau, so besteht doch in den geistigen Haupttugenden kein Unterschied zwischen Mann und Weib — kann auch keiner bestehen. Das ist meine Meinung, die ich, soweit ich mich dessen erinnere, in meinen Schriften ausgesprochen habe. Ich freue mich über die Gelegenheit, Ihnen dieses im Briefe zu wiederholen.“ Leo Tolstoi.

Das Ewig-Weibliche.

Die „gute alte Zeit“ spiegelt sich nicht zuletzt in den Wirtschaftsbüchern unter Vorkriegsmitteln von damals wider. Was zum Beispiel ein vornehmer Haushalt im 16. Jahrhundert kostete, darüber gibt eine Sammlung Rechnungen aus dem Hause des reichen Ulrich Fugger, die sich in der Heidelberger Universitätsbibliothek befindet, interessanten Aufschluß. Ulrich Fugger, Freiherr von Kirchberg und Weichenhorn, war auf Wunsch des Kurfürsten Otto Heinrich, mit dem er befreundet war, von Augsburg nach Heidelberg übersiedelt, und man darf wohl annehmen, daß er seine Leute nicht hungern ließ. Trotzdem betrugen die Haushaltsrechnungen für das Jahr 1563 im Durchschnitt pro Woche nur 18 Gulden. Davon wurden verausgabt: Für den Kindestischmacher 44 Kreuzer bis 2 fl. 85 Kr., für den Bäcker 2 fl. 58 Kr. bis 3 fl. 18 Kr., für den Fischer 1 fl. 10 Kr. bis 2 fl. 42 Kr. usw. Die stärksten Wochenrechnungen beziffern sich auf rund 38 Gulden, woran in der Regel ein Faß Wein, das 14 fl. 36 Kr. kostete, Schuld trägt. Entsprechend den billigen Preisen der Lebensmittel waren aber auch die Löhne und Gehälter in jenen Tagen. Die Besoldung der Universitätsprofessoren betrug damals 25 bis 26 Gulden. Der Hofmarschall des Kurfürsten Philipp von Hessen (1476—1508) erhielt jährlich außer freier Wohnung und Anwesenheit des dazu gehörigen Gartens 35 Malter Korn, 3 Fuder Wein, 2 Wagen Heu, 300 Gebund Stroh und 16 Gulden Geld. Ein Studierender an der Universität Heidelberg kam um die Mitte des 16. Jahrhunderts mit 12—14 Gulden im Jahre aus. Der höchste Tagelohn betrug 7 Kreuzer. Ein Mantel kostete 35 Kreuzer, eine Hose 25 Kreuzer. Nach im Münchener Archiv aufbewahrten Rechnungen vom Jahre 1532 und 1533 wurde damals das Abendessen der Edelleute am Hofe mit 10 Kreuzer veranschlagt.

Was der Tisch bringt.

Kalbsleberpudding mit Sardellenauce. Anderthalb Pfund Kalbsleber, fein enthäutet, wird mit 150 Gramm Schweinefleisch sehr fein gewiegt und durch ein Sieb gestrichen. Eine fein gehackte oder geklebene Zwiebel sowie fünf eingeweichte und gut ausgedrückte Semmeln werden in 50 Gramm Butter gedünstet, die Kalbsleber hinzugefügt, ebenso sechs Eigelb, 100 Gramm geriebener Parmesankäse, Salz und Gewürz und zum Schluß der Schnee von sechs Eiweiß. Man füllt die Masse in eine Puddingform und kocht sie etwa anderthalb Stunden. Eine Sardellenauce wird dazu serviert.

Neue Kartoffeln sind eine Delikatesse, doch muß man bei ihrem Genuß vorsichtig sein, denn sie sind schwer verdaulich, erzeugen leicht Leibschmerzen und Diarrhoe. Es ist darum gut, sie mit etwas Pfeffer zu genießen, welcher die Verdauung befördert. Vor allem hüte man sich vor dem Trinken kalten Wassers nach dem Genuß von neuen Kartoffeln, denn das ist ebenfalls schwer verdaulich, dagegen wirkt gut heißer Kaffee oder Tee. Am besten ist, diesen feigen, unreifen Kartoffeln eine Schnellkreise zu geben, dadurch, daß man sie einige Tage in trockenem Sand legt, der den Sonnenstrahlen ausgesetzt ist, so, daß sie ganz davon bedeckt sind. Abends werden sie in einem trockenen Raum aufbewahrt, um sie dem Tau zu entziehen. Dadurch bekommt man dann reife, mahlreiche Kartoffeln, die nicht nur dienlicher, sondern auch zarter von Geschmack sind.

Kal à la tartare. Man schneidet einige Zwiebeln in Scheiben, legt sie in eine Kasserolle fäst Gewürz, ganzen Pfeffer, ein Lorbeerblatt, Essig und Salz hinzu und läßt es aufkochen. Inzwischen hat man einen Kal von zwei bis drei Pfund abgezogen, schneidet ihn in fingerlange Stücke, kocht ihn in Brühe klar und läßt ihn dann erkalten. In ein passendes Gefäß schlägt man drei Eigelb und 100 Gramm Butter, bis sie genau verbunden sind, trocknet die kalten Kalstücke gut ab, zieht sie durch die Butter, daß sie von allen Seiten damit bedeckt sind, wälzt sie in geriebener Semmel und bratet sie in Butter bei gelindem Feuer zu schöner, brauner Farbe. Beim Anrichten garniert man die Schüssel mit Petersilie und gibt eine Remouladenauce dazu.

Die praktische Hausfrau.

Essig zu konservieren. Der im Küchenbedarf viel verwendete Bier- und Weinessig erhält sehr leicht eine trübe Färbung und sieht dadurch nicht nur unansehnlich aus, sondern ist auch in vielen Fällen der Gesundheit unzutraglich. Beides ist durch folgendes Mittel leicht und sicher abzuwehren. Man kocht den Essig, sofort nach dem Einkauf einige Minuten auf, läßt ihn gut abgedeckt erkalten und füllt ihn in saubere Flaschen, welche gut verkorkt werden.

Geschwefelter Rastabast. Es ist bekannt, daß Rastabast nebst vielen Vorzügen doch den Fehler hat, daß er von der Feuchtigkeit schnell zerstört wird. Dieser Mangel kann durch Schwefelung beseitigt werden; geschwefelter Rastabast ist von siebenmal längerer Dauer als ungeschwefelter.

Giftfreies Fliegenpapier. Ein dünner Teig, hergestellt aus feingepulvertem schwarzen Pfeffer und gewöhnlichem Syrup wird durch Bürsten auf grobes Filtrierpapier aufgetragen. Zu bemerken ist, daß ein mittelst eines aus Zucker hergestellten Syrups bereitetes Präparat besser und schneller trocknet. Zum Gebrauche wird das Papier auf Tellern mit Wasser befeuchtet.

Den Früchten beim Einkochen die Form zu erhalten. Besonders sind es die Beerenarten, die durch das Einkochen die Form und damit viel von ihrem Ansehen verlieren, zu weich werden und sich nach einiger Zeit breit verändern. Man erhält der Beere die volle, runde Form, wenn man das Wasserbad, in welches die Fruchtgläser gestellt werden, nicht bis zum vollen Kochen kommen läßt, sondern nur langsam kochen läßt und die Gläser erst, wenn vollständig erkaltet, herausnimmt.

Mundes Zahnfleisch läßt sich in kurzer Zeit heilen durch nachhaltigen Gebrauch von Myrrhentinktur in Wasser. Man gießt in ein Glas lauwarmes Wasser einen Teelöffel Myrrhentinktur und spült sie damit anfangs 3—5 Mal den Mund aus, später seltener.

Der Löwenzahn. Ein allgemein verbreitetes Kraut, dessen Blätter im Frühjahr als Salat gegessen werden. Das Kraut und besonders die Wurzeln sind blutreinigend.

Gegen rheumatische Beschwerden ist Wasser, in welchem Sellerie gekocht ist, wenn man es reichlich und anhaltend genießt, ein wirksames Mittel.

Kehler Geruch aus dem Munde läßt sich beseitigen durch jedesmaliges Ausspülen des Mundes nach den Mahlzeiten, auch des Morgens nach dem Aufstehen durch Gebrauch von übermanngaufrischem Aali, 1 Körnchen auf 1 Glas Wasser.

Die Kindheit.

Mutterliebe und Kindererziehung. Einigen Eltern mag dies eine unwillkommene betrübende Kunde sein, sie meinen, nur an solche Dinge zu denken, das nähme schon ihren zärtlichen Beziehungen alle Freude und alle Unmittelbarkeit, kurz die Elternliebe müsse genügen, um Kinder zu erziehen. Niemand kann in dieser Hinsicht aufrichtigerer Demut empfinden, als die, welche nicht die Ehre haben, Eltern zu sein; die Einsicht und Liebe, mit der Eltern, Mütter selbst oft in der ärmsten Häßlichkeit, gesegnet sind, ist eine Gabe, welche Unbeteiligte mit Ehrfurcht erfüllt; aber wir brauchen nur zu beobachten, wie viele zärtliche Eltern törichte Kinder haben, um einzusehen, daß noch etwas mehr nötig ist. Es gibt vorgeschriebene Wege, nicht immer die alten Pfade, sondern im Leben eröffnen sich uns Schritt für Schritt neue. Die Arbeit der Mutter, welche das, was sie tut, zu verstehen sucht, wird nicht vermehrt, sondern unendlich erleichtert. Wenn wir uns diese Gedanken zu eigen machen, so erschweren sie nicht das Leben, und wir handeln so natürlich danach, wie nach der ebenfalls wissenschaftlichen Erkenntnis, daß die Tasse hinfällt, wenn wir sie loslassen. Vermögen wir uns nur anfänglich mit richtiger Einsicht, so wird uns in der Folge alles leicht.

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 163.

Freitag, den 16. Juli 1909.

24. Jahrgang.

Verzweifelter Kampf.

Roman von Alfred Sallen.

(17. Fortsetzung.)

Was hatte Marie da gehört? — Nun ja, sie war beinahe siebenzehn Jahre alt. Es war gerade nicht so außerordentlich, daß man sich mit Plänen für ihre Zukunft trug. Andere Mädchen in ihrem Alter besorgten das gewöhnlich selbst. Sie hatte nicht daran denken können. Sie hatte um den verlorenen Vater trauern und sich in eine neue Lebensbahn finden müssen. Was nun aber? —

Marie sah lange, lange und konnte doch keine bestimmten Gedanken fassen, bis ihr plötzlich große Tränen über die allmählich blaß gewordenen Wangen rollten. Was hatte Onkel Waldbow vor? Mit Robert wollte er sie verheiraten! — Mit Robert! Gewiß, sie hatte den jungen Mann von Herzen gern, aber als sie jetzt in gewissenhafter Selbstprüfung sein Bild sich so recht deutlich vor die Seele rufen wollte, gelang es ihr nicht. Nur in unklaren Umrissen sah sie sein Gesicht, seine Gestalt vor sich. Seine Stimme verklang wie von fernher. Sie stützte den Kopf in die Hand und dachte und jann — und da wars auf einmal die Gestalt eines andern, die in vollster Lebensglut vor ihr erschien. Es war Waldbow, wie sie ihn zum erstenmal gesehen, wie er stehend und schützend den Arm um sie gelegt und die Augen voller Treue und in liebendem Erbarmen tief in die ihren gesenkt! In all ihren unsäglichen Schmerzen hatte sie damals gefühlt, daß dieser Blick in ihrer Seele haften, daß sie ihn wie ein Kleinod darin bewahren werde. Und sie hatte es getan, hatte es tun müssen.

Und Marie jann und jann weiter. Ohne daß sie es wußte, war ihr Kopf an die Lehne des Sessels zurückgesunken, die Hände lagen lässig verschlungen im Schoß, die Augen hielt sie geschlossen — ein seltsam süßes, weiches Gefühl löste all die jungfräulich strengen Fesseln, die bisher, bewußt und unbewußt, ihr seelisches Empfinden in Bann gehalten — wie ein unsagbar schöner Traum war's — und wie im Traum glitt Bild auf Bild an ihrem inneren Auge vorüber. Und immer war er — Waldbow — der Mittelpunkt! Was wurde da nicht alles in ihr lebendig! Das Kleinste und Unbedeutendste gewann Farbe, Gestalt, hohe Bedeutung! An hundert Ausflüge, die sie mit ihm gemacht in die sonnige Gegend hinein, erinnerte sie sich — und sie sah wieder wie er sich nach der ober jener Allee bückte und sie ihr mit aufstrahlenden Augen reichte — wie er beim Vergleichen so kraftvoll jedes Hindernis nahm und sie dann mit unwiderstehlichem Arm nach sich zog, immer höher, den flatternden Schleiern entgegen, welche die Wolken da oben woben! Und wie kinderfroh er sich dabei stets gezeigt — wie er gelacht und geschertzt hatte! Dann fiel ihr ein, wie stattdoch er bei irgend einer Gelegenheit zu Pferde ausgefahren, wie gut ihn ein andermal das schmutzige Jagdgewand gekleidet, wie sie zusammen mit Pauline die Schrecken der langen Winternacht zunichte gemacht durch Lesen, Plaudern, Scherzen — — — all das kam ihr in den Sinn und wob sich zu einem Traum zusammen, den sie ewig hätte träumen, in dem sie hätte vergehen mögen.

Da wurden draußen vor dem Fenster knirschende Schritte laut. Als ob ein unberufener Mid in ihre aufgedeckten Seelentiefern schauen könne, schrak Marie empor und schlüpfte in die Mitte des Zimmers. Und da bemerkte sie, daß sie wieder in der Nähe des Bücherregals sich befand, wo vorhin die verhängnisvollen Worte Waldbows und Paulines an ihr Ohr gedrungen. Sie legte unwillkürlich die Hand an die Stirn. Wie war's doch gewesen? Welch seltsame Behauptung hatte Pauline ausgesprochen? Dem Mädchen wurde es auf einmal wieder siedend heiß. Ein eigentümliches Gefühl, etwas wie Born fast, wallte in ihr auf. Sie hätte Pauline auffuchen und ihr heftige Vorwürfe machen mögen. Wie durfte die Unvorsichtige das, was sie in listiger Weise in ihren unbewachten Mienen, in ihrer Seele gelesen, so

(Nachdruck verboten.)

laut und deutlich aussprechen? Und Marie fühlte das heiße Blut immer heftiger hinter den Schläfen klopfen — ihr Herzschlag setzte auch wieder rasch und erregt ein —, eng und dumpf zum Ersticken erschien ihr das Zimmer. Sie strich sich mit bebenden Händen das blonde Stirngelock zurecht, ergriff das Buch, das sie hatte holen wollen, und trat durch die nächste Tür auf die Veranda, wo Frau Erchow bei einer Stiderei saß. Das junge Mädchen legte das Buch vor sich hin auf den Tisch und fragte tiefatmend, ob sie mit dem Vorlesen beginnen solle. — — —

In den ersten Tagen nach der Ankunft der Frau Professor hatte Marie keine Zeit gefunden, nach ihrer vergötterten Ellen zu sehen. Nun aber war der fünfte Tag gekommen, und während dieser ganzen Zeit hatte auch nicht das kleinste Lebenszeichen von Seiten der Geschwister den Weg in die Villa gefunden. Marie wurde unruhig und ersuchte in einer freien Vormittagsstunde Robert, sie bis an das Schweizerhaus zu begleiten. Während der jungen Mann, ihre Rückkehr erwartend, vor dem einfachen Landhause auf- und abschrift, huschte Marie die Treppe hinauf und klopfte an Ellens Zimmer.

Ellen war zu Hause. Sie lag auf einem niedrigen Ruhebett, streckte dem eintretenden jungen Mädchen mit matter Gebärde beide Hände entgegen und berichtete dann mit einem schwachen Lächeln, daß sie nach vierlätigem Krankenlager vor einer Stunde zum erstenmale wieder das Bett verlassen habe. Marie legte in herzlichster Teilnahme den Arm um Ellens herrlichen Nacken und beschwerte sich lieblich schwellend, daß man nicht nach ihr geschickt. Sie hatte so gern am Krankenbett der Freundin gewacht, versichert sie. Ellen dankte mit einem leichten Kopfnicken und einem warmen Händedruck. „Es wäre unrecht gewesen, Sie Ihren Gästen zu entziehen,“ sagte sie, „Sie waren da gewiß viel nötiger.“ — „Uebrigens habe ich im Fieber gelegen und — wie man mir gesagt hat — allerhand tolles und ungereimtes Zeug geschwätzt — jedenfalls nichts für Sie.“ Ein finsternes Lächeln huschte blicksam über ihr schönes, elfenbeinblaßes Gesicht. Aber gleich darauf fuhr sie wieder in leichtem Plauderton fort: „Doch das ist nun vorüber, und ich denke schon morgen meine Waldspaziergänge wieder aufzunehmen.“ — Wie geht es bei Ihnen?

Der Ton, in dem Ellen die letzte Frage stellte, war so seltsam, dabei legten sich ihre schlanken Hände mit so eigentümlichem Druck auf Mariens Finger, daß das junge Mädchen im ersten Augenblick nicht recht wußte, wohin Ellen zielte, und fragend aufsaß. — „Daß Sie wohl und munter sind, mein Kind, sehe ich an Ihren frischen Wangen und klaren Augen,“ fuhr Ellen etwas mühsam fort und blinzelte das junge Mädchen durch die halbgeschlossenen Lider an. „Ich meine — aber es ist wohl indiskret, darnach zu fragen. Verzeihen Sie!“ — „Oh, Sie haben nicht um Verzeihung zu bitten,“ erwiderte Marie eifrig. „Es ist nicht indiskret, es ist lieb von Ihnen, daß Sie so viel Teilnahme für die Vorgänge in der Villa zeigen. Denn das meinten Sie doch, wenn ich Sie vorhin recht verstanden habe? — Wie Sie wohl schon gehört haben, ist es Onkel Waldbows Schwester, die mit ihrem jüngsten Sohne Robert in der Villa eingetroffen ist. Sie will sich in der Einsamkeit von einem furchtbaren Schläge erholen, den ihr ältester Sohn ihrem Herzen zugefügt. O, Frau Erchow ist eine herrliche Frau, so streng und ernst sie auch scheint! Sie ist stattdoch und vornehm wie Sie. Gewiß wird sie Ihnen sehr gefallen. Und ich bin überzeugt, daß Frau Erchow auch Sympathie für Sie fassen wird. Ich meine, nicht nur ihr Neukeres, auch ihre Art und Weise hat etwas Ihnen Verwandtes. Vor allem darf ich Ihnen sagen, daß Sie in Vetter Robert einen prächtigen Menschen kennen

lernen werden. Ich habe ihm sehr viel von Ihnen erzählt. Er ist überaus neugierig auf Sie."

Ellen war bei Marias letzten Worten hastig aufgesprungen, um eine urplötzlich aufstiehende verräterische Rote zu verbergen, und ans Fenster getreten. Kaum aber hatte sie das erglühende Antlitz wider die Scheiben gepreßt und einen wirrverlorenen Blick hinausgeworfen, als sie mit einem leisen Aufschrei zurückprallte und beide Hände geballt in die Augenhöhlen preßte, wie wenn die Sonne sie mit machtvollem Schein geblendet. Marie eilte erschrocken zu ihr hin. „Um Gottes Willen, was ist Ihnen denn?“ — „Ellen biß sich heftig in die Lippen, um möglichst rasch ihre Selbstbeherrschung zurückzugewinnen. „Es ist nichts,“ erwiderte sie und lächelte dann ziemlich natürlich. „Meine Augen müssen sich erst wieder an das golden gleichende Sonnenlicht gewöhnen. Es ist wirklich nur das!“ Und sie küßte Marie auf beide Wangen.

Dem jungen Mädchen kam plötzlich ein Gedanke. „Ich werde schnell hinunterlaufen und Robert, der mich hierher geleitet hat, fortschicken. Sie müssen mir gestatten, den ganzen Tag bei Ihnen zu bleiben. Ja, ja, Robert soll mich in der Villa entschuldigen.“ Sie war schon an der Tür, als Ellens Stimme sie zurückhielt. „Nein, nein, ich gebe das auf keinen Fall zu. Die unglückliche Frau Erchow braucht den Sonnenschein Ihrer Nähe gewiß nötiger als ich. Ich danke Ihnen sehr für Ihr freundliches Anerbieten. Aber gehen Sie jetzt! Sie dürfen Ihren Herrn Begleiter nicht länger warten lassen. Vielleicht machen Sie morgen einen Spaziergang mit mir, liebes Kind?“ — Nach einigem Sträuben fügte sich Marie und verabschiedete sich mit der Versicherung, morgen wiederzukommen, zugleich bat sie, Robert mitbringen und vorstellen zu dürfen. Ellen nickte mit weggewandtem Kopfe. Ihre Augen hingen an dem Fenster, von dem sie vorhin zurückgeschreckt war und mit ihren Gedanken war sie sichtlich anderswo als bei dem „Adieu“, das sie mechanisch murmelte. Das junge Mädchen ging kopfschüttelnd nach der Tür.

Als Marie die Hand auf die Klinke legte, fuhr Ellen aus ihrem Hinbrüten empor, warf entschlossen den Kopf zurück und eilte — ein seltsames Aufglimmen in den großen Augen — an Marias Seite. „Sie sollen mich nicht für unhöflich halten,“ sagte sie hastig. „Ich begleite Sie bis zur Tür — ja, ich komme bis zur Haustür mit.“

„Nein, nein, Sie müssen sich heute noch schonen,“ wollte Marie einwenden, aber Ellen legte mit bestimmendem Druck den Arm fest um die zierlichen Mädchenhüften und sagte: „Ich will es so. Kommen Sie!“

Sie schritten aus dem Zimmer und die Treppe hinunter. Auf jeder Stufe hörte Marie, wie Ellens Lungen schwer und mühsam den Atem aus- und einließen. Ein stoßfreier Schüttelfrost durchzuckte zwei- oder dreimal die hohe Gestalt. — „Sie sind kränker, als Sie mir eingestehen wollen,“ meinte Marie zaghaft. Ellens Brauen zogen sich ungeduldig zusammen. Sie sah aus, als wollte sie der besorgten Fragerin am liebsten entgegenen: „So laß doch dein kindisches Geschwätz! Krank bin ich, ja, ja, im innersten Mark! Krank — aber das verstehst du nicht!“ Sie bezwang sich jedoch und schüttelte nur abweisend den Kopf.

Jetzt traten sie in die offene Haustür. Robert stand einige Schritte seitwärts neben einem hochstämmigen Rosenstock und zog beim Erscheinen der beiden Damen den leichten Sommerhut. Ellen sah nun aus nächster Nähe in sein anziehendes, leichtgebräuntes Antlitz mit den hellen, klaren Augen und dem offenen Zug um den bärtigen Mund. Sie preßte mit wildem Druck die Fingernägel in die Handflächen, um ruhig zu bleiben. Und wirklich gelang ihr ein verbindliches Lächeln, als Marie ihr den näher tretenden Robert vorstellte. Nur ihren Augen konnte sie nicht geben und sie sahen mit einem solch heißen, rätselvollen Blick den ahnungslosen jungen Mann an, daß er unwillkürlich befronnet einen Schritt zurücktrat. Ellen war jedoch gefaßt genug, sich gleich darauf mit lebenswürdiger Heiterkeit an Marie zu wenden und den für den nächsten Tag in Aussicht genommenen Spaziergang noch einmal zur Sprache zu bringen. In Robert verwarfte sich dadurch der Eindruck jenes sengenden Blickes ein wenig und er mußte jetzt ziemlich unbefangen die Erscheinung von Marias Freundin. Allein diese Unbefangenheit schwand rasch. Er wußte von dem jungen Mädchen, daß Ellen Johnston eine seltene Schönheit war. Aber was ihm Marie nicht geschildert hatte, wofür diesem Kinde wohl überhaupt der Blick fehlte, das war die dämonische Beseelung dieser Schönheit. Während die beiden Damen noch hin und her sprachen, fühlte der ruhige, besonnene Robert, wie sein Blut erregt wurde, peinlich erregt. Er mußte sich gewalttätig in die Höhe reden, als Marie sich jetzt von Ellen verabschiedete und dann ihren Arm in den seinen schob. In seltsamer Verwirrung verbeugte er sich, und die Verwirrung wurde noch erhöht, als ihn aus Ellens Augen derselbe sengende Blick wie vorhin traf.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sommer 1909.

1. Interlaken im Regen.

Haben Sie schon einmal Interlaken bei schönem Wetter gesehen? Ich noch nicht! So schreibt man der „Frankfurter Zeitung.“ Seit über einer Woche sehe ich mit vielen, vielen Leidensgefährten nun hier im Hotel und laudere auf einen Sonnenblick, aber nahezu vergebens. Mit Ausnahme eines einzigen Tages ließ sich die liebe Sonne bisher nicht sehen, und wenn man nicht mit Bestimmtheit wußte, daß sie überhaupt vorhanden ist, man könnte glauben, sie sei verloren gegangen. Wenn man früh erwacht, regnet es, und wenn man abends zu Bett geht, regnet es, beim Lunch und beim Diner, immer als Gratiszugabe Regen! Und wie regnet es! So ganz anders als bei uns zu Hause. Die Wolken hängen in zerrissenen, grauen Fäden um die Berge, und die Bergspitzen, soweit sie überhaupt sichtbar sind, gleichen einem Frauenvopf, der sich, wie eben die gräßliche Mode ist, den Schleier um Hut und Ohren trägt.

Mein Hotelzimmer liegt nach dem Harberg zu, einer nach Interlaken zu fast senkrecht aufsteigenden 1325 Meter hohen Bergmauer. Interessant ist es nun zu beobachten, wie an dieser Bergmauer die Regenvolken ihr Spiel treiben. Wie Berggeister zieht es um die alten Bäume, immer wieder wirre Figuren bildend, und bis zu gewöhnlicher Haushöhe hängen die Wolken hinab und spenden uns Regen, als wollten sie uns alle erlösen.

Dabei herrscht eine grimmige Kälte. Im Hotel läßt es sich ja aushalten, zumal wir alle Räume behaglich durchgeheizt haben, aber die armen Bergbewohner und nicht minder das arme Vieh! Im Tal haben wir morgens nur etwa 9 Grad Reaumur, dagegen in den Höhen Kälte und Neuschnee bis auf 1200 Meter hinab. So gar die Schyniger Platte, unser nächster Nachbar, sieht aus wie mit dem Winter, und lustig sieht man durch das im Hotel angebrachte Teleskop die Bahn durch den leichten Schnee die Höhen hinanklettern.

Der Höhenweg ist wie ausgestorben, die Jungfrau ist unsichtbar, und nur vereinzelt sieht man Leute am Wetterhäuschen auf dem Höhenweg das Registrierbarometer studieren, fest in ihre Capes gehüllt und frierend. Und dieses boshafte Barometer! Hinauf und hinunter geht es im Bidsad, als wolle es uns alle zum Westen halten; es steigt und es regnet, es fällt, und es regnet, und es will und will nicht aufhören...

2. Arosa im Schnee.

Aus Arosa wird geschrieben: Der Sommer 1909 hat sich für diesen Kurort als eine Saison des Entsetzens erwiesen. Seit den schönen Apriltagen, die zwar nachts noch erhebliche Kältegrade brachten, den Lungentranken jedoch erfreuliche Fortschritte in der Kur ermöglichten, gab die beste aller „Desinfektionsen“, die Sonne, nur an einzelnen wenigen Tagen Gastspiele, die schließlich noch durch heftigen Föhn unliebsam gestört wurden.

Im Mai und Juni jedoch herrschte geradezu schandbares Wetter, Schnee, Regen und Sturm wechselten miteinander ab. Von meinem Biegsstuhl in meiner Pension, die von 1850 Metern Höhe ins Graubündner Alpenland hineinragt, erblicke ich ein Winterbild von nicht zu überbietenden Qualitäten. Mehr als 30 Zentimeter Neuschnee, die während der letzten Tage gefallen sind, laden die abseits gestellten Schlitten zu kühlen Sommerfahrten. Ohne Schutzbrille schmerzen die Augen beim Schauen.

Eine bessere Satyre auf das Wetter konnte niemand erdichten als ein zarbesaiteter Kurgast, der abends in der geräumigen Liegehalle ein Puppentheater für die Kinder des Hauses veranstaltete. Die Lichter am Tannenbaum brannten, es roch nach Marzipan und Pfefferkuchen, die Puppen hatten durch den Mund ihrer Besitzerinnen Weihnachtsgedichte aufzusagen, und draußen fiel in dichten Floden der Schnee auf die weißgedeckten Matten, während die Berggipfel im Dunkel und Nebel seit Wochen verschwunden sind...

Das abnorme Wetter droht mit Katastrophen auf der Alm. Infolge des Regens der letzten Tage konnte nicht geheut werden. Nun drücken gewaltige Schneemassen auf Kräuter und Gräser und treiben sie einem Fäulnisprozeß entgegen. Die Weide wurde für die Rinderherden vollständig illusorisch; das Schneeschippen auf der Alm ist noch nicht eingeführt, aber beinahe unumgänglich geworden. Wo das Futter hernehmen für die viele hundert Stück starken Herden? Das nächtliche Kampieren unter freiem Himmel wird den Rindern Verrücktes als nur einen Rheumatismus eintragen. Kostet das Liter Milch jetzt bereits 35 Centimes, so dürfen weitere Preissteigerungen mit Sicherheit erwartet werden; ein Glück, wenn überhaupt genug Milch für die Lungentranken aufzutreiben ist.

Nocturno.

Da und dort in der Nacht
Schimmert ein Licht.
Ist es das Glück, das wacht?
Du weißt es nicht.

Da und dort in der Nacht
Klopft du ans Fensterlein.
Wird dir wo aufgemacht —
Das Leid läßt dich ein. . . .

Emil Peschkau.

Verstecke.

Von A. Oskar Klaussmann.

Sechs Monate lang hat ein Knabe von vierzehn Jahren im Kleiderschrank seiner Eltern versteckt gesessen, bis ihn vor einigen Tagen die Gendarmerie, die aus Ludwigslust in Medlenburg nach dem benachbarten Dorfe kam, herausholte. Der Junge hatte vor sechs Monaten in Grabow ein Fahrrad gestohlen und sollte deshalb verhaftet werden. Die Eltern gaben an, er sei durchgebrannt und halte sich wahrscheinlich in Berlin auf. Sie verbargen ihn aber sechs Monate lang in einem Kleiderschrank und hatten dafür gesorgt, daß das hoffnungsvolle Fröchtchen von Sohn von keinem Hausgenossen gesehen wurde; auch Speise und Trank wurden ihm in den Kleiderschrank gereicht, und wahrscheinlich glaubten die Eltern, hier sei ihr Sohn vor allen behördlichen Nachforschungen gesichert.

Es ist nicht das erste Mal, daß sich irgend jemand monatelang an einem sonderbaren Orte versteckt hat, um sich namentlich vor der Behörde zu verbergen. Gendarmerie und Polizei sind aber im allgemeinen mit diesen Verstecken sehr wohl vertraut, und bei Hausdurchsuchungen revidieren sie vor allem Keller, Böden und Kleiderschränke; denn das sind die Orte, wo sich Leute manchmal wochen- und monatelang verbergen können. Besonders auf Böden, die sehr viel Verschläge haben und stark mit Gerümpel angefüllt sind, ist es nicht leicht, Nachforschungen nach einer versteckten Persönlichkeit zu halten, und es darf dabei kein Behälter, sei er anscheinend auch noch so wenig als Aufenthaltsort eines Menschen geeignet, undurchsucht gelassen werden.

Die Bewohner eines Berliner Hauses wurden vor einigen Jahren dadurch geärgert und geschädigt, daß täglich sämtliche Frühstückstücher geplündert wurden. Endlich legte man sich auf die Lauer und fing ein junges Mädchen ab, welches in früher Morgenstunde die Frühstückstücher bestahl. Es stellte sich heraus, daß dieses verwahrloste Geschöpf, welches seinen Eltern entlaufen war, auf dem Boden des Hauses schon seit vielen Wochen lebte. Es hatte tagsüber seinen Aufenthalt in einer großen Deckelkiste. Des Morgens ging das Mädchen hinaus, um den Inhalt der Frühstückstücher zu stehlen und damit seinen Hunger zu stillen. Es hatte während der verschiedenen Wochen von nichts anderem als diesen Frühstückstüchern gelebt. Wasser hatte das Mädchen nachts getrunken, wenn es in den Hof hinunter an den Brunnen ging. Niemand im Hause hatte etwas von der Anwesenheit der sonderbaren Einquartierung gemerkt.

Der Frankfurter Dichter Stolze erzählt uns aus seinen Jugendjahren, welche in die politisch bewegte Zeit von 1840 bis 1848 fielen, manchen Streich, der den verfolgten Gendarmen und Polizisten gespielt wurde, wenn es galt, politische Flüchtlinge zu verbergen und sicher weiterzubringen. Stolzes Vater hatte eine Gastwirtschaft und einen Lagerkeller mit großen Weinfässern. Eines dieser Weinfässer war leer, und die Rückwand ließ sich leicht abnehmen. Das Faß war so aufgestellt, daß es mit der beweglichen Rückwand an eine Wand des Kellers stieß. In dem Faße befanden sich Betten, Speisevorräte und Getränke, und hier hat wochenlang ein Verwandter, ein Flüchtling, sich ziemlich ungeniert aufhalten können, bis es gelang, ihn unter einer Verkleidung aus Frankfurt hinauszubringen.

Selbst große Kamine dienen im Sommer als Verstecke für Persönlichkeiten, die Veranlassung haben, sich zu verbergen, und bei wichtigen Hausdurchsuchungen verfehlt die Polizei nicht, unterhalb solcher Kamine ein Feuer anzuzünden, in das Materialien geworfen werden, die recht unangenehme Dünste erzeugen, um eventuell einen im Kamin Verborgenen zur Kapitulation zu zwingen. In raffinierter Weise hat man flüchtige Verbrecher in der Weise versteckt, daß im Zimmer unauffällig eine oder zwei nebeneinanderliegende Dielen so eingerichtet waren, daß man sie entfernen konnte. Unter den Dielen war ein Hohlraum vorgesehen, in den sich der Verfolgte bei Gefahr zurückziehen konnte, um hier zwischen dem Fußboden des Zimmers und der Decke des darunter gelegenen Raumes sich, wenn es sein mußte, stundenlang aufzuhalten. Solche Verstecke für flüchtige Verbrecher werden noch heute in Wänden, in Fußböden und in Möbelstücken angebracht.

und sehr oft gelingt es, diese Verstecke so unkenntlich zu machen, daß selbst bei sorgfältigster Hausdurchsuchung nichts gefunden wird. Hundert Jahre sind es gerade jetzt her, daß ein Mann, dessen Name heute noch in ganz Deutschland mit Begeisterung genannt wird, in den sonderbarsten Verstecken seine Zuflucht suchen mußte, nämlich der Anführer des Tiroler Aufstandes von 1809, Speckbacher. Seit dem 16. Oktober 1809 befand sich der Tiroler Freiheitsheld auf der Flucht. In verlassenem Kirchstürmen und Ruinen, in einsamen Senn- und Alpenhütten hielt er sich auf. Aber die Franzosen, die wußten, daß er die Seele des Tiroler Aufstandes gegen die bayerische Herrschaft war, verfolgten ihn wie ein flüchtiges Wild. Den größten Teil des Winters verbrachte Speckbacher in einer Höhle in Schnee und Eis; doch war die Höhle so gelegen, daß sie ziemlich warm war und man in der Höhle auch ein Feuer anzünden konnte, ohne daß der Rauch von außen sichtbar wurde. In dieser Höhle hatte Speckbacher ein Duzend geladener Gewehre zur Hand, um sich bei einem Ueberfall wenigstens noch tapfer verteidigen zu können. Der Zugang zu der Höhle war sehr schwierig, und an einzelnen Punkten hatte Speckbacher in höchst genialer Weise Selbstschüsse gelegt, so daß der Feind, der sich heranschleichen wollte, die aufgestellten Gewehre unabsichtlich abfeuerte und sich dadurch selbst löstete, während der bedrohte Speckbacher durch die Schüsse gewarnt wurde.

Aber auch dieses Asyl wurde für den unglücklichen Patrioten zu gefährlich, und nur eine kühne Tat konnte ihn retten. Haus und Hof Speckbachers waren ständig von Franzosen besetzt, damit es Speckbacher unmöglich wurde, in seinem eigenen Heim ein Obdach zu finden. Als die Franzosen zuerst in den Hof kamen, war dieser natürlich auf das sorgfältigste untersucht worden. In die Höhle des Löwen, in sein eigenes Gehöft, wollte sich Speckbacher nunmehr zurückziehen, um hier in der Verborgenheit zu leben, weil er annehmen konnte, daß die Franzosen ihn am allerwenigsten dort vermuten würden, wo sie ihm täglich aufslauerten. Mit Hilfe einiger Freunde und der tapferen Frau wurde im Pferdestall ein Versteck für Speckbacher geschaffen. Unter der Krippe, dort, wo die Pferde mit dem Kopf standen, wurde der Boden ausgehöhlt, so daß eine Art Grube entstand, in der ein Mann liegen konnte. Bretter wurden lose übergedeckt, und in diese Grube kroch Speckbacher, der sich nachts in sein Gehöft geschlüchelt hatte, und blieb in diesem selbstgewählten Grabe sieben Wochen lang liegen. Fast täglich kam der französische Offizier, der in dem Hause die Wache kommandierte, nach dem Stalle, um diesen wie alle anderen Räumlichkeiten genau zu untersuchen. Die französischen Soldaten standen manchmal stundenlang auf den Brettern, unter denen der Vielgesuchte lag.

Nur eine Riesennatur wie Speckbacher konnte sieben Wochen lang in der Grube aushalten. Dann wollte er über das Gebirge nach Wien zu entkommen suchen, zumal die Franzosen im Frühjahr die Wache im Gehöft Speckbachers aufgaben. Aber wie sah der unglückliche Mann aus, der nunmehr seinem Grabe entstieg! Er war von dem langen Liegen so verkrüppelt und steif geworden, daß er sich gar nicht bewegen konnte. Nachts mußte er im Hofe erst wieder Gehübungen veranstalten, bis er nach einigen Wochen endlich so weit war, daß er die Flucht über die Tiroler Grenze nach Wien wagen konnte, die ihm auch glücklich gelang.

Beim Abbruch alter Gebäulichkeiten stößt man häufig auf eigentümliche Räume, von deren Zweck man sich keinen rechten Begriff machen kann. Diese Räumlichkeiten wurden in vergangenen Jahrhunderten beim Neubau von Häusern angelegt, um heimliche Verstecke für Wertgegenstände und Personen zu schaffen. In politisch unsicheren, sehr kriegerischen Zeiten machte man bekanntlich mit Haß und Gut des Gegners nicht viel Umstände. Nicht nur in Burgen und Schlössern, sondern auch in Bürgerhäusern gab es daher Verstecke, in denen eine Person wochenlang leben konnte, ohne daß jemand im Hause eine Ahnung davon hatte, wenn sie nur von einer anderen eingeweihten Persönlichkeit mit Speise und Trank versehen wurde. Auch zum Verbergen von Geld und Schmuckstücken, um diese Wertgegenstände der Habgier plündernder Soldaten zu entziehen, hatte man in alten Gebäuden besondere Räume angebracht, die oft höchst ingeniös hinter Holzwänden, in toten Winkeln unter den Treppen, hinter Öfen, auch in dem Zwischenraum zwischen zwei Wänden untergebracht waren, und zu denen man nur Zugang finden konnte, wenn man mit dem Geheimnis der Einrichtung genau vertraut war.

Es wurde oben erwähnt, daß Speckbacher monatelang in einer Höhle im Gebirge wohnte. Auch in der Ebene wissen sich Verbrecher und Vagabunden solche Höhlen einzurichten, und es vergeht kaum ein Vierteljahr, ohne daß man in irgendeiner Zeitung einen Bericht darüber liest, daß in diesem oder jenem großen Forst eine mit allen Bequemlichkeiten eingerichtete, mit Proviant, Feuer und Decken versehene Höhle aufgefunden wurde, die entweder entführten Verbrechern und Wildbuben oder umherziehenden Strolchen monatelang als behagliche Zufluchtsstätte gedient hatte.

Auch unter Brücken, sowohl solchen, welche für Straßen über Flüsse führen, wie unter Eisenbahnbrücken, haben sich wenigstens in der besseren Jahreszeit Flüchtlinge ebenso wie Stromer und Strolche Verstecke eingerichtet, in denen sie Monate hindurch unbehelligt ausharren konnten. Auch leerstehende Wohnungen in manchen Häusern, sowie Wohnungen, welche von den Besitzern während der Reisezeit verlassen wurden, dienen Wochen hindurch Unberufenen zum Aufenthalt.

Die vier Jahreszeiten.

(Bilder aus einer Redaktion.)

Wie überall macht sich der Einfluß der Jahreszeiten auch in den Redaktionszimmern bemerkbar. Je nach der Bitterung und Temperatur erheben sich die Tobfuchstürme des Redakteurs und lassen durch denselben Einfluß wieder nach. Ihren Höhepunkt erreichen sie aber unbedingt im

Frühling.

Kaum wagt der erste Sonnenstrahl die Menschheit mit seiner Anwesenheit zu beehren, sieht die Tür der Redaktion keinen Moment, der Verstand des Redakteurs sofort still. Schon um 6 Uhr morgens kommen express die ersten lyrischen Ausgüsse, die den Frühling unangenehm machen sollen. Wäre dieser in der Lage, nur eines dieser Poeme zu lesen, er würde sich wohl hüten, seinen Einzug zu halten. Jedes „Schneeglöckchen, das sein Köpfchen zart unter der Schneedecke hervorstreckt“, wird in unzarter Weise dem Redakteur in 20–30 Verszeilen angezeigt, obzwar sich die Meldepflicht auf die Blumen nicht erstreckt. Und dabei sind es größtenteils Falschmeldungen, für die aber unser unvollständiges Gesehuch keinen Paragrafen enthält. Im Papierkorbe wimmelt es von Frühlings-Blumen-Käfern-Gedichten-Epen-Dramen-Bildern und anderem Ungeziefer, und ein besonders untalentierter Unmensche hat seine neueste Skulptur „Der Frühling“ als Muster ohne Wert eingefandt. Der verantwortliche Redakteur hat sich einen wohlgezielten Vorstoß in die Westentasche verfehlt und einen dreimonatigen Erholungsurlaub angetreten. Dies tut er viermal im Jahre.

Sommer.

Nichts wirkt auf die Gemüter einer Redaktionskanzlei so drückend wie die Hitze. Während andere Lebewesen einen Winterschlaf halten, verlegt der Redakteur diese Tätigkeit in die heiße Jahreszeit. Schon bei der Lektüre der ersten eingelaufenen Novelle sinkt der vielgeplagte in Morpheus' Arme, wo er bis zum jeweiligen Gehaltstage liegen bleibt. Der Einlauf wird von dem alten Diener erledigt, der durch langjährige Übung den Papierkorb niemals verfehlt. In diesen Tagen erwacht auch die Seeschlange, bewegt sich einige Male in den Spalten des Blattes, und zur Abwechslung erklärt eventuell der Herr Redakteur Hindostan den Krieg. Im Abendblatt schläft er aber bereits den Frieden, da eine derartige Sache bei einer solchen Hitze nicht durchgeführt werden kann. Da er manchmal auch Hochtourist ist, begibt er sich auf Stöße alter Manuskripte und unternimmt dabei die schwierigsten Partien. Einmal ist er aber in einen vierbändigen Roman hineingefallen; seitdem feilt er sich der Sicherheit halber immer an der Zimmerdecke an.

Herbst.

Die schönste Jahreszeit für den Redakteur. Jetzt zieht er die neuen Jahrgänge — aber nicht von Büchern — sondern des Weins zur Prüfung heran und studiert von früh bis abends die Güte der ihm vorliegenden Werke. Oft ist er ganz rot vor Anstrengung im Gesicht — d. h. zumindest die Nase. Und dann zieht er seinen Frack heraus, beginnt ihn wehmützig zu bügeln, denn in einigen Wochen beginnt die Saison. Die Dichter haben im Sommer lauter große Sachen geschrieben; das würde ihn nicht bekümmern, wenn er nicht wüßte, daß er das alles jetzt wird anhören müssen. Die Premieren winken, die Mäße, die Konzerte, und dabei ist er doch auch nur ein Mensch.

Winter.

Der sanfteste Redakteur wird zum Wüterich und schlägt sich schließlich selbst. Die Saison ist da. Weihnachtsgedichte, Nikolapoeme, Neujahrswünsche, alle diese Sachen schwirren wie die Mäcker durch die Luft. Eins ist schlechter als das andere, am schlechtesten ist jedoch dem Redakteur. Mehr tot als lebendig schleppt er sich von einem Tage zum andern, apathisch liest er die neuen Gedichte, die doch schon so alt sind — und plötzlich sagt er: „Das ist ein sehr schönes Weihnachtsgedicht!“ Dies ist ein Zeichen, daß der arme Mann verrückt geworden ist, denn schöne Weihnachtsgedichte gibt's überhaupt nicht.

„Der Gnekkasten.“

Kurt Robitschok.

Ein- und Ausfälle.

Viele Frauen gehen auch an dem Schaufenster einer Sarghandlung nicht vorbei, ohne sich darin zu spiegeln.

Man zehrt jahrelang an einer unglücklichen Liebe, doch nur monatelang an einer glücklichen.

Man erhält leichter Geld geliehen, wenn man es für Champagner, als wenn man es für Brot benötigt.

Jeder Mann kann das Ideal seiner Frau werden, doch vorher muß er gestorben sein.

Mancher Männer Furcht, Hörner zu bekommen, ist eigentlich Größenwahn.

Du wagst dich nicht an die schöne Frau, denn ihr Gatte ist jünger, schöner, reicher, liebenswürdiger als Du? Unsinn! Du besitzt einen Vorzug, der alle diese weit übertrifft: Du bist nicht ihr Gatte.

Arbeit adelt — wenn man sie mit großem Erfolg von andern besorgen läßt.

Am unangenehmsten ist jenes Mannesalter, in dem einem Tadel nicht mehr nützt und Lob nicht mehr schadet.

Nur die Großen dürfen große Dummheiten begehen; die großen Dummheiten der Kleinen sind Blödsinne.

Budapest.

Max Viola.

Am Familientisch.

Auflösung zu Nr. 157.

Somonym
Scheffel.

Pyramide.

O

P o

P o e

O p e r

P o r e n

T r o p e n

T r o p f e n

Wichtige Lösungen fanden ein: Friß Bessen-Wiesbaden, Emmy Raden-Wiesbaden, Christian Flegel-Wiesbaden, Heinz Oppermann-Wiebrich, Kamilla Sartorius-Wiesbaden, Ernst Dieckmann-Wiesbaden, Ernst Krämer-Wiesbaden, Edmund Eberle-Wiesbaden, Mary Brünhoff-Wiesbaden, Karl Eschbacher-Wiesbaden.

Rätsel.

Mein Freund ist ein geplagter Mann,
Den man nur sehr bedauern kann.
Er muß gar viel das Rätselhört
In seinem Hause fort und fort.
Von Frieden, Ordnung keine Spur,
Es gibt dort Jam und Miskmut nur,
Nichts wird gemacht wie's ihm gefällt,
Nie langt die Hausfrau mit dem Geld.
Sie ist nervös, versiehet auch
Gar nicht das Wort mit einem Hauch.

Anagramm.

Mich trägt ein sehr bekanntes Tier,
Du läßt nicht gern dich ihm vergleichen.
Nach dessen Tode nütz' ich dir.
Doch stellst du anders meine Zeichen,
So werde ich ein Offizier.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Gieses in Wiesbaden,
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers
Konrad Leybold in Wiesbaden.

Wiesbadener Frauenspiegel.

□ □ □ □ □ Wochenbellelage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □ □

Die französische Frauenbewegung.

Zur französischen Frauenbewegung schreibt Dr. Madeleine Pelletier in den „Dokumenten des Fortschritts“ (Berlin, Georg Reimer): Die französische Frauenbewegung ist weit von jener Einheitlichkeit und zielbewußten Organisation entfernt, wie sie den Stolz der Frauen Englands bildet; besonders die Stimmrechtsbewegung ist erst jungen Datums. Lange Zeit begnügten sich die wenigen bestehenden französischen Frauenverbände damit, Reformen des Eherechts und andere juristische Verbesserungen der Frauenlage zu fordern und dieselben durch männliche Freunde im Parlament vertreten zu lassen. Erst seit kurzem haben sich diese Verbände zur Erkenntnis durchgerungen, daß eine parlamentarische Vertretung der Frauen zur Anfechtung der sachlichen Forderungen unentbehrlich ist. So kam die Bewegung in schönen Fluß. Petitionen wurden gesammelt, Demonstrationen veranstaltet und eine Gruppe für Frauenstimmrecht im Parlament begründet. Alles schien günstig, als gerade in der letzten Zeit von gänzlich unerwarteter Seite her eine Gegenströmung einschlug.

Der französische Parlamentarismus hat in den letzten Jahren bedeutend an Kredit verloren; man wirft seinen Vertretern eigenartigen Mißbrauch der errungenen Positionen vor, Vertretung von Sonderinteressen und Begünstigung des Favoritismus in der Beamtenchaft; besonders in revolutionären und Arbeiterkreisen hat man sich ganz von ihm abgewandt, ja, sogar die sozialistische Partei hat viel von ihrem Ansehen verloren. Die sozialistische Vertretung schätzte sie gering und will nur durch revolutionäre Methoden ihr Ziel erreichen. So wurden auch viele Frauen der revolutionären Gruppen dazu verleitet, das politische Stimmrecht und den Kampf um dasselbe gering zu schätzen, die Forderung aufzugeben . . . natürlich eine arge Ueberschätzung der augenblicklichen Stimmung französischer Kreise.

Das Parlament wird für lange Zeit hinaus entscheidender Machtfaktor Frankreichs bleiben, und so wird auch der Kampf ums Frauenstimmrecht wieder von allen Feministen in den Mittelpunkt des Kampfes gestellt werden. Daß man andererseits um die Erringung des Stimmrechtes auch vor revolutionären Mitteln nicht zurückschrecken dürfe, wird mehr und mehr Ansicht der leitenden feministischen Kreise. Man erkennt, daß der Bereich konstitutionellen Wirkens eben erst dann beginnen könne, wenn man Einfluß in die Konstitution gefunden, daß aber die Frauen gerade so in illegaler Weise ihr Recht erkämpfen müssen, wie ehemals die Arbeiter durch die Revolution das Recht errungen, in gesetzlicher Weise und mit gesetzlichen Mitteln die Geschichte der Nation mitzubestimmen. So hat eine Demonstration des Frauenstimmrechtsverbandes „La Solidarité des Femmes“ die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt; man zertrümmerte nämlich die Fenster des Wahllokals durch Steinwürfe. Dies rief Entsetzen, Entrüstung, Verblüffung hervor, aber die Presse war wenigstens gezwungen, Notiz davon zu nehmen, und die Öffentlichkeit begann sich mehr und mehr für die Stimmrechtsbewegung der Frauen zu interessieren; gerade dieses Interesse ist der notwendige Anfang der Sympathie.

Die genannte Gruppe hat noch in anderer Weise die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen, nämlich durch ihren Vorschlag, auch die Frauen zur militärischen Dienstpflicht heranzuziehen, sei es, daß sie als Krankenpfleger, in der Intendantur, sei es selbst im Waffendienst, Verwendung finden. Dieser Vorschlag erntete viel Hohn und Spott, aber auch ernste Kritik beschäftigte sich damit; die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit war neuerdings gewonnen. So geht der Zug der öffentlichen Meinung langsam, aber stetig in der Richtung der feministischen Wünsche, und auch in Frankreich wie in England mögen auf die ersten Zeiten, da Gewalt allein die Aufmerksamkeit erzwingen kann, andere Perioden, wenn auch ruhiger, doch ebenso energischer Agitation folgen. Die Frauenstimmrechtsbewegung ist nicht mehr vom Schauplatz des öffentlichen Lebens zu verbannen.

Aufrichtigkeit in der Familie.

Mit der Aufrichtigkeit unter Freunden und Bekannten ist es nicht immer zum besten bestellt. Und selbst unter Verwandten soll es vorkommen, daß diese sich eine Maske vors Gesicht binden, wenn sie einander gegenüberstehen. Alle Welt klagt über Falsch-

heit! Und alle Welt sieht nur die Falschheit der anderen! Ist's da ein Wunder, daß keiner dem andern mehr recht trauen will?

Im Geschäftsleben mag es nicht immer möglich sein, offen und wahr zu sein. Und wenn auch nicht etwa die Verlogenheit als Geschäftsprinzip gelten soll (denn dann wäre das Geschäftstreiben eine sehr niedrige Sache!), so gibt es doch Geheimnisse, die der Geschäftsmann zu wahren hat und mit denen Preisgabe er sich ganz empfindlich schädigen, wenn nicht ruinieren würde. Nicht jedem naiven Fragaus kann ein Geschäftsmann in dieser „komplizierten“ Zeit alles „auf die Nase binden“.

Um so trauriger ist es aber, wenn sich dieses Versteckspiels durch alle Bekanntschafts- und Verwandtschaftskreise hindurchzieht und auch noch im engsten Familienkreise guten Boden findet! Wenn der Mann die Frau, die Frau den Mann, die Kinder die Eltern hintergehen oder, wie man so sagt, „hinters Licht führen“! Es kann kein erhebendes Bewußtsein sein, denen ein „Schnippchen geschlagen“ zu haben, denen wir zu allererst Vertrauen entgegen zu bringen haben und an deren Grabe wir vielleicht einst auf das bitterste weinen werden. Hat dann das Leben noch einen tieferen Wert und Gehalt, wenn selbst in der Familie Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit, Vertrauen unbekannte Begriffe sind? Nun wird man meinen: „Ich möchte Janz und Streit vermeiden,“ oder: „Das ist nicht so gemeint.“ Schon gut. Aber dann wäre es doch besser, die Veranlassung, die zu Zwistigkeiten führen könnte, würde unterbleiben. Muß die Frau des mühsam um seinen Erwerb kämpfenden kleinen Geschäftsmannes durchaus einen Gut für dreißig Mk. haben, um es ihrer Freundin nachzutun — und den eigenen Mann belügen, „er käme nur auf zwölf Mark“? Muß das Kind seinen Wunsch, in die Konditorei geführt zu werden, erfüllt sehen, wenn dadurch die mütterliche Vorsichtsmäßigkeit notwendig wird: „Aber sag's nicht dem Papa“? Wie häßlich ist dieser Betrug im engsten Familienkreise!

Es mögen ja Fälle vorkommen, wo eine gewisse Reserve und Vorsicht auch gegen ein Familienglied geboten erscheint. Denn es gibt krankhaft reizbare Gemüter, die geschont werden müssen, und solche, die ihren Angehörigen „nicht das trockene Brot gönnen“, wie man zu sagen pflegt. In solchem Falle mag es noch angebracht sein, um bösen, heftigen Streit zu vermeiden, nicht jede Kleinigkeit verlaublich werden zu lassen. Alsdann aber ist das Familienleben kein harmonisches mehr und das Beste fehlt: das Vertrauen. Wo aber selbst die besten Gatten betrogen werden, dort weiß der Urheber nicht, was er tut. Wo sollen wir uns noch hinretten, wenn wir — des Versteckspiels der Welt müde — nicht einmal im eigenen Hause, in der eigenen Familie eine auf innigstes Vertrauen begründete Ruhestätte finden?

Am allerschmerzhaftesten sind aber gewiß die Fälle mangelnder Aufrichtigkeit, in denen die Kinder die Eltern betrügen. Gibt es doch Familien, in denen jeder vom „Kleinsten“ auf bis zum Vater seinen eigenen Weg geht und gegenüber „Freunden“ allerhand Verkleinerndes über die nächsten Familienglieder aussagt! Familien, die aus den inneren Zwistigkeiten nicht heraus kommen und eine Befriedigung darin finden, die Schwächen ihrer Allernächsten den lauernden Ohren von allerhand Bekannten preiszugeben. Eine Festung, die vor dem Feinde ihre eigenen Schutzmauern niederreißt, kann nicht schlimmer daran sein!

Otto Promber.

Frauen von heute.

Als erste Polizeiaffistentin in Wien wurde Fräulein Franziska Wessely angestellt. Die Dame ist Absolventin der gewerblichen Fortbildungsschule und der Lehrerinnenbildungsanstalt, und stand bereits seit einiger Zeit bei der Polizeidirektion als Manipulantin in Verwendung. Sie ist dem Referenten für Jugendfürsorge, Regierungsrat Wind, zugeteilt und führt den Titel „Affistentin für Jugendfürsorge“. Ihre Aufgabe ist es, den Verkehr zwischen der Sicherheitsbehörde und den privaten Anstalten für Jugendfürsorge zu vermitteln. Sie soll ferner bei der Aufrechterhaltung der Fucht und Sitten unter den jugendlichen Arrestanten im Polizeigefängnisse mitwirken und kann auch der Vernehmung jugendlicher Angehöriger werden. Bei Anzeigen über Kindermißhandlungen, Kinderbettelei u. dgl. wird die Polizeiaffistentin mit den nötigen Erhebungen betraut werden, wobei ihr, wenn es notwendig sein sollte, Polizeibeamtente beihilft sein werden. Auch die Sittenpolizei und die Sicherheitsbehörde sollen im Interesse der Verfügungen für Jugendfürsorge ihre Hilfe in Anspruch nehmen.

„Dauere fort.“ — „Schön, meine Gnädigste! Wochten Sie aber nicht vorher so höflich sein, zu fragen, wie mir die Reise bekommen ist?“ — „Du siehst ganz gut aus.“ — „Und?“ — „Und?“ — „Bist du gar nicht neugierig, zu erfahren, was ich in Paris ausgerichtet habe? Ob ein Bettler vor dir steht?“

„Bist du das, so wirst du es tragen müssen.“ — „Ich werde es. Du wirst mir ja dabei helfen.“ — Sie zuckte die Achseln. — „Als ob du nicht ganz genau vom Gegenteil überzeugt wärest.“ — Kurt Johnston steckte die Hände in die Taschen und wiegte sich hin und her. „Du vergißt schon wieder, mein Herz, daß ich dich zwingen kann.“ — „Das kannst du nicht.“ —

Nachdem Kurt die Augen schnell aber durchdringend hatte im Kreis umhergeschweifen lassen, ob auch kein unberufener Lauscher wahrzunehmen sei, brach er mit unterdrückter Stimme los: „Zum Teufel mit dem unnützen Gewäsch! Mein Gewächsmann hat mir nach Paris geschrieben, daß dieser famose Herr Robert täglich Besuche gemacht, dich zu Spaziergängen abgeholt hat usw. Wie weit seid Ihr also?“ — „Darauf antworte ich nicht.“ — „Du! Mir ist das Messer an der Kehle. Ich bin in einer Stimmung — sei vernünftig, rat ich dir!“ — Entschlossen fragte Ellen: „Also, was verlangst du von mir? — Ist dein Vermögen wirklich verloren? Sage die Wahrheit!“ — Der Ausdruck seines fahlgelben Gesichtes bestätigte ihr seine Worte: „Bis auf lumpige achtausend Mark ist alles beim Teufel. Ich habe genug gerafft, gelobt. — Uebrigens ist es ja nutzlos. Wir müssen eben von vorn anfangen.“ — „Du mußt es allein versuchen. Ich bitte dich nochmals, gib mich frei!“

Kurt wollte abermals losbrechen, begann sich aber und sagte plötzlich ganz ruhig: „Also gut, gehen wir einmal auf deine — Karotte ein! Ich soll dich freigeben. Und was willst du dann tun?“ — Ellen vergaß jeht, wie oft sie vor seiner Berührung zurückgeschreckt war und legte beschwörend beide Hände auf seinen Arm. Ihre Stimme klang warmbelebt, es leuchtete darin auf wie von den Sonnenstrahlen, die durch das grüne Laubdach hernieder um ihre Stirn zitterten. „So glaub mir doch, daß eine Umwandlung mit mir vorgegangen ist, daß ich eine andere geworden bin, eine ganz andere, daß ich dir nie mehr folgen kann, nie mehr!“ — Kurt Johnston veränderte seine Stellung nicht um eine Linie. Sein Gesicht wurde nur noch um eine Schattierung blässer. „Was willst du tun, wenn ich dich freigebe?“ wiederholte er.

Ellen trat einen Schritt zurück. Jener Schein der Weihe, den vorhin sein Erscheinen auf ihrer Stirn hatte erlöschen lassen, durchleuchtete wieder ihr schönes Antlitz. „Erst glaube mir!“ bat sie weich und innig. „Sieh, es muß doch wohl schon immer der dunkle Drang, die Sehnsucht in mir gewesen sein, mich in reinere Luft zu retten, sonst hätte dieser Mann nicht solche Gewalt über mich bekommen können. Schon damals, als er noch nicht meinen Weg gekreuzt, als ich nur sein Bild gesehen, nur von ihm gehört. Und nun erst! In diesen Tagen bin ich sein Geschöpf geworden, — sein Geschöpf, ja. Du kannst mich mit keinem Wort, mit keiner Tat mehr von ihm losreißen. Also gib mich frei!“ — Und wieder fragte er langsam und mit schwerer Betonung: „Was du zu tun gedenkst, will ich wissen.“ —

Ellen richtete sich mit einemmale hoch auf. Ihre Stimme nahm einen echnen Klang an: „Das könntest du dir jeht wohl selbst sagen. . . Ich kämpfe einen Verzweiflungskampf. Ich will mir diesen Mann erringen, um jeden Preis. Unter allen Umständen.“ — Kurt Johnston lächelte und meinte voll Hohn: „Ach so! — Wenn ich mich recht erinnere, mein Schatz, haben wir diese Geschichte schon zweimal durchgemacht — nicht?“ — Sie zuckte zusammen. Nach einem kurzen Stillstehen versetzte sie gepreßt: „Das ist nicht wahr! — Das war beidemale etwas ganz anderes. Ich gab damals wohl auch mein ganzes Herz. Aber ich zitterte von vornherein vor der Stunde, da ich die Betrogene sein würde. Und es kam auch so. Hier aber —“ — „Nun hier?“ — „Du kennst Robert nicht. Er ist ein Mensch. An Deiner Seite lernte ich keine Menschen kennen.“ — Er verbeugte sich spöttisch. „Danke für das Kompliment! — Und bildest du dir ein, daß dieser Mensch, wenn er erst erfährt, wer du bist —“ — „Ja so, liebt er dich denn eigentlich wieder?“ — Ueber Ellens Wangen flammte es tiefdunkel hin. „Ja,“ entgegnete sie fest. — „Das hast du also fertig bekommen in der kurzen Zeit? Meine Hochachtung! — Und du bist wirklich so naiv, zu glauben, daß deine Vergangenheit gegenüber seine Liebe standhalten wird?“ — Er lachte leise auf in grimmigem Hohn. „Du bist in der Tat eine andere geworden.“

Kurt hätte Ellen am liebsten am Arm nehmen und mit sich fortführen mögen, um in der Stille seines Zimmers ihr die Beichte abzuverlangen. Da brauchte er seiner Brutalität keinen Zwang anzutun. Aber er mußte fürchten, daß sich auf dem Wege bis zum Schweizerhause ihr offenes Herz wieder zuschließen werde, und er wollte und mußte alles hören, um handeln zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Dies und Das.

□ **Weiße Kamele im Moskauer Zoologischen Garten.** Ein Freund des Moskauer Zoologischen Gartens, der Gutsbesitzer auf der Krimm, J. E. Balz-Fein, hat dem Garten eine wertvolle Sendung von Tieren aus seiner Menagerie zum Geschenk gemacht. In drei Waggons kamen die Tiere vor einigen Tagen an. Unter ihnen waren besondere Seltenheiten, zwei weiße Kamele und ein wertvoller Steppenbüffel, wie er bisher in der Gefangenschaft noch nicht gehalten wurde. Der Gesamtwert dieses fürstlichen Geschenkes repräsentiert einen Wert von 3000 Rubeln.

□ **Das Land ohne Stednadel** ist China, das sich, obwohl es in letzter Zeit europäische Kultur und europäische Fortschritte in hohem Maße anzunehmen bestrebt ist, doch weigert, die Stednadel einzuführen. Der Chinese vermeidet, wie eine amerikanische Wochenschrift berichtet, überhaupt den Gebrauch jedes langen, spizen Instrumentes, das für den Angehörigen der kaukasischen Rasse unentbehrlich erscheint, und benutzt Schleifen, Verschnürungen, oder den einfachen Strick, um Gegenstände zusammenzuhalten, bei denen wir eine Nadel benutzen. Geschäftsleute haben wiederholt versucht, dem Chinesen die Furcht vor der Nadel auszureden, jedoch nur mit wenig Erfolg, zumal der Chinese nicht den Vorteil zu schätzen weiß, den sie durch ihre leichte und rasche Handhabung bietet. Da er stets Zeit hat, ist es ihm völlig gleich, ob er sein Kleid langsam durch viele Verschnürungen und Bänder schließt, oder ob er dies schnell durch einige Sicherheitsnadeln tun kann.

□ **Die Trauung in der . . . Totenkapelle.** Der im Zusammenhang mit dem Mord im Newyorker Chinesenviertel neu entflammte Asiatenhaß der Amerikaner hat jeht in Newyork zu einer seltsamen Trauungszeremonie geführt. Der Japaner Kresz Kachamo, der in Coney Island eine Anzahl japanischer Teehäuser besitzt und als ein vermöglicher Mann gilt, klopfte umsonst bei allen Geistlichen Newyorks an. Keiner war bereit, seine Ehe mit Luise Vollbach, einer zweiundzwanzigjährigen Amerikanerin, einzusegnen. Schließlich wandte man sich an ein großes Verordnungs-Institut, das einen entgegenkommenden Geistlichen zur Verfügung stellte und in der Totenkapelle des Verordnungs-Institutes wurde dann die Ehe geschlossen, just nachdem man den Sarg eines Spaniers aus dem Raume entfernt hatte. Der Orgelspieler war auf Heiratsmelodien nicht eingerichtet und spielte während der Feier den Trauermarsch aus „Saul“. Die junge Frau aber ist sehr glücklich und behauptet, daß sie die Heirat in der Totenkapelle mit Trauermusik keineswegs als eine trübe Vorbedeutung empfindet.

□ **Ein Menü aus der Zeit Ludwigs XIV.** Wenn wir Berichte über die Tafelfreuden unserer Vorfahren lesen, dann will es uns erscheinen, als ob diese einen größeren und gesunderen Magen als wir besessen hätten; es will uns scheinen, als ob wir nicht mehr fähig wären, bei einem Diner so viel wie sie zu leisten. Das Menü eines Soupers, das Frau von Pompadour im Schloß von Choisy am 4. November 1757 einer Zahl von geladenen Gästen gab, und das etwa keineswegs weit über die alltäglichen Gastmähler der damaligen Zeit hinausging, läßt uns einen Blick auf die Tafelfreuden des 18. Jahrhunderts werfen. Das Menü setzte sich aus vier Teilen zusammen. Erster Teil: Zweierlei Ollapodrida mit Gemüse, zweierlei Suppe und acht verschiedene Nebengerichte. Der zweite Teil umfaßte vier große Entrees: Geröstetes Fleisch, Forelle auf polnische Art, Lachs, gebratenen Karpfen mit Rühre. Darauf folgten vier kleinere Entrees: ein ausländischer Fisch mit Gemüse, am Spieß gebratene Forelle, Barsch auf holländische Art, Schmerlen auf deutsche Art; dazu Rothen mit brauner Butter und am Spieß gebratener Salm. Die dritte Abteilung umfaßte folgende Gerichte: Scholle, gebadenes Filet, gebadene Forelle, Lachs. Der vierte Teil des Diners setzte sich aus acht größeren warmen Gängen zusammen, darunter Blumenohl mit Parmesanläse, Champignons, arme Ritter mit Anchovis, Ragout, gebadene Artischocken, grüne Erbsen, Rübsen, Spinat. Hierauf folgten: eine Krebspeise, ein Pastetenstücken auf bayerische Art, Butter-Gebadenes und Windbeutel. Vier Platten, auf denen verschiedene Ragouts in Muscheln gereicht wurden, zwei Platten mit Schoten und zwei Platten mit süßem Backwerk bildeten den Schluß des Diners.

□ **D — diese Gutmadeln!** Gegen die Gutmadeln unserer Damen, die in der Tat nicht selten gefährliche Dimensionen annehmen, hat die Polizei in Hannover mobil gemacht. Sie hat folgende Verfügung erlassen: „In letzter Zeit ist wiederholt beobachtet worden, daß durch die übergroßen Gutmadeln der Damen andere Personen nicht nur im höchsten Grade belästigt, sondern auch verletzt worden sind. Es wird deshalb darauf hingewiesen, daß die Trägerinnen derartiger Gutmadeln sich nicht nur einer Uebertretung der Bestimmungen der Straßenpolizeiverordnung über das Tragen von Gegenständen, durch welche Personen verletzt oder belästigt werden können, schuldig machen, sondern auch leicht mit dem Strafgesetz in Konflikt kommen und ferner für etwa angerichteten Schaden oder Verletzungen haftpflichtig gemacht werden können. Im eigenen Interesse der Damen empfiehlt es sich deshalb, das Tragen übergroßer oder an der Spitze nicht verwahrter Gutmadeln zu unterlassen.“